

Das könnte unter Umständen alles recht verdächtig sein. Mit hohen oder hochklingenden Gedanken hat schon mancher seinen Weg verbaut und wurde getrieben, im Aether zu suchen, was nur auf der Erde zu finden war. Wie früheste Bilder erraten lassen, sind solche Gefahren ihm zu Beginn nicht fern geblieben. Er überwand sie mit der Eigenschaft, die ihm vorher überall im Wege gewesen war, seiner Aufrichtigkeit. Vielleicht half ihm auch die innere Not. Der Mensch, der so oft Schiffbruch gelitten hatte, fühlte sich zu unbedingt auf die Natur angewiesen, um nicht alle Möglichkeiten der letzten Zuflucht zu suchen. Wie ein Robinson auf seiner Insel, mit der Geduld des Vielgeprüften gibt er sich in Holland an die Arbeit und zeichnet erst einmal alles, was ihm unter die Hände kommt. Jahrelang lebt er zeichnend unter den Bauern und übt den Blick auf das heimatliche Wesen, speichert Formen auf, lernt die Bewegung, macht die Hand langsam geschmeidig. Schon der Entschluß, sich immer unmittelbar an die Natur zu halten, überwindet das Literatentum, das ihn in den ersten Jahren bedroht hat. Er würde sich überheblich und untreu vorkommen, wollte er aus dem Kopf zeichnen oder malen. Kein Künstler alter Zeiten, der die Gilde über sich hatte, hat ebenso unerbittliche Lehrjahre durchgemacht.

Im Frühjahr 1886 kommt er, dreiunddreißig Jahre alt, nach Paris zu Theo, seinem jüngeren Bruder und einzigen Freunde. Dieser leitet die moderne Abteilung der Kunstfirma Goupil und bringt ihn mit modernen Malern zusammen. Vincent befreundet sich mit Seurat und andern Neo-Impressionisten, auch mit Pissarro und mit Gauguin, und genießt zum erstenmal die Gemeinschaft mit Künstlern. Nicht für lange. Er liebt sie alle und findet jeden viel bedeutender als sich selbst, aber kommt nicht zurecht. Die Methode Seurats, das schematische Pointillieren der Farbe, beengt ihn, und die große Stadt belastet den Primitiven. Im Frühjahr 1888 geht

er in den Süden nach Arles, und hier in einer begnadeten Natur reift endlich die Frucht. Man hat das Gefühl, es sei zum erstenmal ein Nordländer, einer aus der Rasse Rembrandts, an Schatten gewohnt, auf das stille Haus angewiesen, in den Süden gekommen und habe sich unter der neuen Sonne gewaltsam verwandelt, das Innere nach außen kehrend, sich aller Hemmungen entäußernd, die ihn belasteten und die ihn schützten. Ein Naturereignis ging vor sich, tragisch, weil die Zerstörung nicht ausbleiben konnte, schön trotz allem, was wir von dem Ende wissen, schön wie die Feuersbrunst am nächtlichen Himmel. Jetzt sucht er nicht mehr mit zaghaften Punkten und Strichen das Motiv. Es ist, als ob er die Bilder in sich hätte und zerspringen müßte, wenn er sie nicht malte. Er malt sie nicht, sondern stößt sie aus, reißt sie aus sich heraus. Es soll wie eine Metzgerei ausgesehen haben. Er fühlte sich nicht dabei, eins mit dem Element, das er darstellte, unfähig, solange der Furor in ihm tobte, aufzuhören und etwas anderes zu tun. Hinterher vermochte er oft nicht zu reden und war zu gebrochen, um Nahrung zu sich zu nehmen.

Es entging ihm nicht, daß das, was er jetzt machte, heller und besser als das frühere war. Vielleicht konnte eines Tages, wenn andere mittaten, etwas daraus werden, eine logische Konsequenz und Vereinfachung des Impressionismus und zugleich ein Mittel gegen die auflösende Tendenz, eine Zusammenfassung, ein Aufbau. Auch neue dekorative Werte ließen sich dabei gewinnen.

Es war eine gute Zeit, weil sie Besseres versprach. Zwar hatte er kaum das Nötigste, immer nur die paar Francs, die sich der Bruder absparte, aber daran war er seit langem gewohnt. Wochen lebte er von Brot und Wein. Im Süden, fand er, brauchte man nichts anderes. Die Sonne nährte, die Sonne wärmte, die Sonne tat die Arbeit. Wenn die Pariser, die sich in der dunklen Stadt